

Politische Wochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 28

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lag das Städtchen im Dunkel, nur über die Bergspitzen troch Licht. Rosiger Schein überflutete von Osten her langsam den Himmelsdom. Mimosen blühten zu Tausenden und ihr schwerer Duft weckte Frühlingsverlangen. Camilien leuchteten in dunklem Blättergrün und die Magnolien ragten wie weiße Hochaltargerzen himmelwärts. —

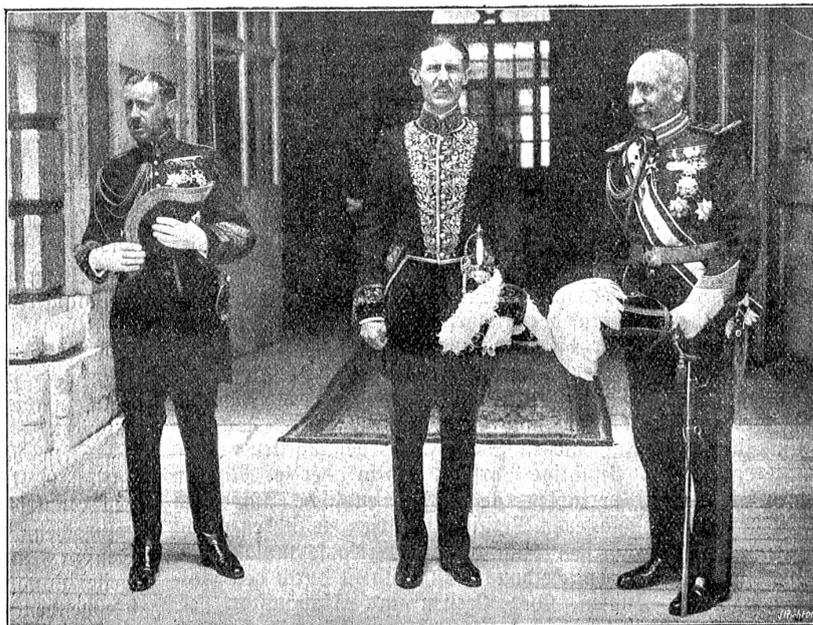
In der Madonna angekommen, trat er unter den Laubebogen im Klostergang und trank seine Seele voll Frühlingsluft. Dann erst begann er sein Amt. In der Kirche herrschte Dämmerlicht. Kerzenschein zuckte über gebeugte Köpfe. Es waren nicht viele Leute in der Kirche heute. — Als er seinen Segen gesprochen, gewährte er plötzlich Dominica in der vordersten Bankreihe. Durchsichtig weiß leuchtete ihr Gesicht unter dem schwarzen Spizentuch. Ihre Lippen beteten, aber ihre tiefliegenden Augen suchten die seinen. Und als ihre Augen die seinen gefunden und einen Herzschlag lang ihr Blick in seinem gelegen, stund sie müde auf und verließ die Kirche.

Als Priester Paolo wieder den Heimweg antrat, wählte er den Weg, der linker Hand hinabführte. Wie er an die erste Wegbiegung kam, stund Dominica vor ihm. Langsam kam sie auf ihn zu und ihr leidvolles Gesicht redete eine deutliche Sprache. „Willst du etwas, Dominica“, frug Priester Paolo freundlich und blieb stehen. Es schien, als wolle sie etwas sagen, schwieg aber und stieg wieder zur Madonna hinauf. Einen Moment lang sah Priester Paolo ihr nach, dann setzte er seinen Weg fort. Er begegnete keinem Menschen. Kirchenstill war es um ihn. Die Begegnung mit Dominica bedrückte ihn. So konnte es nicht weiter gehen. Etwas mußte geschehen. Aber was? Dominica ging an ihrer unglückseligen Liebe zu Grunde, und ihm benahm es das klare Denken. Sollte er sich versehen lassen? Von da weg, wo er so gerne war und anfang, Wurzeln zu fassen? Dominica wich nicht von seiner Seite, das wußte er. Und was sollte werden, wenn sie ihre Liebe schon zu ihm in die Kirche trug? In ihren großen Augen stund die Liebe mit Flammenschrift geschrieben, man mußte sie daraus lesen. Und wenn andere sie auch lasen? Heiß stieg es ihm zu Kopfe bei diesem Gedanken.

Zu Hause angekommen, durchschritt er ruhelos sein Zimmer und kämpfte mit sich. Es war ein langer, harter Kampf. Da klopfte es. Verstört trat die alte Lukrezia ein und berichtete, man hole ihn vom Spital zur Dominica Roncajoli. Sie sei droben an der Madonna abgestürzt, habe sich den Rücken verletz und liege im Spital am Sterben.

Priester Paolo hätte beinahe den Halt verloren. Sein erster Gedanke war: Dominica Roncajoli — was tatest du? — Die Füße schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. Da gemahnte Lukrezia zur Eile. —

Als er ins Sterbezimmer der Dominica Roncajoli trat, konnte er im Moment das blutleere Gesicht nicht vom weißen Bettladen unterscheiden. Als fühle die Sterbende seine Nähe, hob sie die Augenlider. Der Ausdruck war jedoch verschleiert und ohne Bewußtsein. Priester Paolo deutete der Schwester, die neben Dominica saß, zu gehen. Dann beugte er sich über Dominica und rief ihren Namen. Sie hörte es nicht. Er berührte mit kühlen Händen ihre Stirne. Sie war mit kaltem Schweiß bedeckt. Da stieg es heiß in des jungen Priesters Seele auf und ihm war, als lege sich eine schwere Faust auf seine Brust. „Dominica — muß ich dich so wieder sehen? —“ Priester Paolo begann seines heiligen Amtes zu walten — es war ihm noch kein Amt so schwer gefallen, wie dieses. — Und als er fertig war, war auch das Leben der Dominica Roncajoli zu Ende. Ohne das



Maxime de Stoutz, der neue Schweizer-Gesandte in Madrid nach seiner Antritts-Audienz beim König von Spanien.

Bewußtsein wieder erlangt zu haben, war sie eingeschlafen. — Vielleicht, daß sie noch dunkel die weißen Hände des Priesters Paolo gespürt und daß ihr dieselben zu einem leichten Sterben verholfen — vielleicht! —

Politische Wochenschau.

Die Welt ist immer noch recht weit vom wirklichen Frieden entfernt. Ja, nach der Meinung der Leute, die vermöge ihrer Kenntnis der östlichen Dinge, der der Zukunft tiefer ins Auge blicken als wir Alltagsmenschen, bereitet sich eine noch intensivere Kriegs- und Revolutionsepoche vor, als wie wir sie in den letzten 10 Jahren erlebt haben. Die heutigen Vorgänge in China sind für sie das sichere Anzeichen, daß diese neue Epoche bereits in der Entwicklung sich befindet. Asien ist erwacht; ja, es marschiert bereits.

Der Unterschied zwischen dem Boxeraufstand vor 25 Jahren und den heutigen ausländerfeindlichen Unruhen ist auffällig. Damals lagen kulturelle und religiöse Beweggründe vor, heute sind es wirtschaftlich-nationalistische. Damals war es eine Sekte, die den Aufstand inszenierte; heute stehen die Intellektuellen an der Spitze der Bewegung und die Arbeitermillionen und die Armee sind dazu mobilisiert. Zuerst nur ein Streik, hervorgegangen aus Lohnstreitigkeiten in den Seidenfabriken von Schanghai, ist heute bereits die ganze nationale Frage aufgerollt, erklärt der „christliche“ General Feng schon, seine ganze Kraft für die Befreiung Chinas vom Sklavenjoch der Weißen und Japaner einsetzen zu wollen. Es geht ganz offenbar nicht bloß um die Abschaffung der Extraterritorialitäten, d. h. des Vorrechtes der in China niedergelassenen Ausländer, eigene Post und eigenes Recht zu genießen unter dem Schutze der heimischen Staatsvertretung. Japan, England und Amerika wären bereit, über diese Dinge mit China an einer Konferenz zu unterhandeln, trotzdem klar zutage liegt, daß ohne Konsularschutz im gegenwärtigen China der fremde Kaufmann und Ingenieur nicht existieren könnte. Die chinesischen Gewalthaber zeigen aber bis heute keine Bereitschaft, mit den Mächten zu unterhandeln, solange dies nicht auf dem Boden der Gleichberechtigung geschehen kann, d. h. solange ihre Hauptstädte noch unter der Bedrohung der fremden Kanonenboote stehen. Inzwischen geht die auslandfeindliche Agitation von

Stadt zu Stadt weiter und die Erzeße gegen Japaner und Engländer folgen sich. In Peking finden Massenkundgebungen zum Andenken an die bei den Unruhen in Schanghai gefallenen Chinesen statt, wobei die Soldaten des Generals Fong Fahnen tragen mit Inschriften wie: „Eher den Tod als die Sklaverei“ und „Wir sind bereit zu sterben, um China vor Schande zu bewahren“ oder „Das vergossene Blut muß gesühnt werden“.

England schaut nicht ohne Grund mit sorgenumwölkter Stirne nach Osten. Seine Staatsmänner Chamberlain, der Außenminister, und Lord Birkenhead, der Minister für Indien, machen mit erhobener Stimme die Bolschewisten für die Wirren in China verantwortlich. Sie wagen es aber nicht, klipp und klar die Moskauer Regierung zu behaften und die Konsequenz zu ziehen, d. h. die Sowjetgesandtschaft vor die Türe zu setzen und die Beziehungen mit Rußland abzurechnen; sie möchten noch unterscheiden zwischen Sowjetrußland und der aus diesem Staat hervorgegangenen dritten Internationalen. Unnötige Vorsicht. Ob so oder so, Moskau wird nie darauf verzichten, gegen das englische Imperium dem von ihm beschlossenen Vernichtungskrieg zu führen. Nicht Europa wird in diesem Kampfe der Kriegsschauplatz sein. In Asien reißt die Entscheidung. England ist durch den Bolschewismus in Indien, über Persien und Afghanistan her, schwer bedroht. Auch China ist bloß das Vorfeld für den Entscheidungskampf, der den Briten die Stütze ihrer Macht und ihres Reichtums entziehen soll.

Asien liegt den Sowjets nicht nur geographisch, sondern auch geistig näher als Europa. In kultivierten Ländern bedankt man sich für die Schlagworte aus Moskau. Umso wirksamer sind sie bei Völkern, die nicht gewöhnt sind, für sich selber zu denken. Das hat schon Lenin erkannt; man schreibt ihm den Ausspruch zu, ein einziges gutes Schlagwort wiege hundert Reden auf. Solche Schlagworte vertreibt nun die Moskauer Regierung in Massenaufgaben bis tief in die chinesischen Provinzen hinein. Und zwar tut sie es durch die Tausende von Chinesen, die im Weltkrieg von der zaristischen Regierung zur Ausführung von Straßen und Eisenbahnen importiert worden waren und die dann von den Bolschewisten als „Henker-,Regimenter“ zur Niedermekelung der „Bourgeois“ gebraucht wurden. Diese, seither als Kommunisten ausgebildet, werden nun in die chinesische Heimat zurückgeschickt, um den kommunistischen Zündstoff zu häufen, wo dazu nur Gelegenheit ist. Das Zentralorgan dieser Propaganda ist die „Universität des Fernen Ostens“ in Tschkent, wo die Offiziere für diesen Feldzug des Bolschewismus ausgebildet werden. Jeder Jögling dieser „Hochschule“ erhält mit dem Diplom zugleich einen lukrativen Posten.

Die chinesischen Vorgänge könnten so etwas wie einen antibolschewistischen Bund der kapitalistischen Mächte ins Leben rufen. In China und im übrigen Asien ist der westliche und amerikanische Kapitalismus ernstlich gefährdet. Der gut beobachtende Korrespondent deutscher Blätter in Ostasien, Erich von Salzman, glaubt, daß in kurzem der fremde Unternehmer und Kaufmann in China und anderswo ausgespielt haben wird. Die Achtung und die Scheu vor den Ausländern ist geschwunden. In den Hotels zeigt die chinesische Bedienung jedem Ausländer gegenüber eine böswillige Passivität. Die Arbeiter streiken, wenn der fremde Geschäftsführer ihnen die geringste Zumutung stellt. Man will es überall ohne Ausländer machen. Die Hotels und Plantagen und industriellen Unternehmungen werden von Einheimischen angekauft. Der Chinese ist ein gewiegter Kaufmann und weiß genau, wie wohlthuend die Gewinne in der eigenen Tasche sind. Die gebildeten Chinesen wissen das arbeitslose Einkommen aus gut angelegten Kapitalien wohl zu schätzen und wollen die Bankgeschäfte selber besorgen. Eine solche Emanzipation, wenn sie Schule machen sollte bei den übrigen asiatischen Völkern, bedeutete den halben Ruin des westlichen Kapitalismus, und diese Gefahr dürfte genügen, um Amerika und die übrigen interessierten Kapitalstaaten gegen China

und das dahinter stehende Sowjetrußland in Bewegung zu setzen.

Wer näher zusieht, merkt, daß es in China nicht um die Befreiung des chinesischen Volkes von Unterdrückung und Ausbeutung durch den Kapitalismus schlechtweg geht, sondern nur um den Versuch, eine einheimische, von fremder Bevormundung befreite Kapitalherrschaft an die Stelle der ausländischen zu setzen. Wehe dem armen chinesischen Volk, das dem konkurrenzlosen einheimischen Kapitalisten von Bolschewismus' Gnaden untertan sein wird.

Wenn wir den Bessiristen glauben dürfen, so bereitet sich Moskau lebhaft auf den Entscheidungskampf vor. Frunse, der Generalismus der Roten Armee, schenkt seine ganze Aufmerksamkeit der Kriegsschemie und der Luftschiffahrt und führt im Heere die Belehrung über die Wirkung der Giftgase ein, die man systematisch an Hunden, Ratten usw. ausprobiert.

Diese Nachricht kommt uns zu, kurz nachdem die internationale Konferenz über den Waffenhandel beschlossen hat, den Gaskrieg zu verbieten. Man hat in Genf wohl davon gesprochen, daß der Krieg mit dem Dichloräthylsulfid oder Senfgas ganz und gar unschön und unfair sei, da beispielsweise London mit Hilfe dieses verheerendsten, wundenbrennenden, alles Leben auf Monate hinaus vernichtenden Gases durch 250 Flieger von Frankreich oder Deutschland her in zwei Stunden vollständig stumm und tot gemacht und aus dem englischen Leben ausgelöscht werden könnte. Unschön und uninteressant, weil ja dann alle Kanonen und alle Festungen, ja sogar alle Soldaten und Offiziere und Generale und alle Fahnen und Uniformen und Militärmusiken und was sonst noch das Leben schön macht, überflüssig würde. — Man kann sich das satanische Lächeln des roten Generalismus vorstellen, als er von diesem Konferenzbeschlusse gegen den Gift- und Bazillenkrieg las.

In diesem Zusammenhang betrachtet gewinnen auch die politischen Ereignisse dieser Woche in Deutschland erhöhtes Interesse. Die deutschnationale Opposition gegen Stresemann verschärfte sich. Die Note der Botschafterkonferenz über die Beschränkung des deutschen Luftverkehrs hat ihr frischen Auftrieb gegeben. Die Erregung über die neuen Forderungen der Ententemächte ist allgemein. Die Deutschen vergessen, daß es einen Vertrag von Versailles gibt, der zu verhindern hat, daß Deutschland wieder eine Militärmacht wird. Die Beschränkung ihrer Luftschiffahrt ist im Hinblick auf den möglichen künftigen Gaskrieg eine jener bitteren Notwendigkeiten, die man gerade um des Friedens willen verwünschen möchte. Denn ohne sie ein unheilvolles Wettrüsten für den Luftkrieg und mit ihr das verletzte Ehrgefühl einer Nation, die sich ungerecht behandelt glaubt. Stresemann hat eine deutschnationale Interpellation über seine Auslandspolitik zu gewärtigen. Man weiß, daß Schiele, der Innenminister, mit ihm nicht einig geht. Vorläufig hält aber Dr. Luther zu ihm. Auf den Austrag des Zwistes unter den Rechtsparteien kann man gespannt sein.

Kadef, der Spürhund Moskaus, ist in Berlin aufgetaucht. Steht dies im Zusammenhang mit der Agitation gegen den Völkerbund und gegen den Sicherheitspakt?

In Frankreich ist der Wunderdoktor Caillaux an der Arbeit, den Franken zu kurieren. Die Einkommensteuer mit einer Progression bis zu 85 Prozent für große Einkommen ist angenommen. Der Kapitalsucht ist durch rigorose Strafbestimmungen gewehrt. Die Fremden werden unter die Steuerpresse gesteckt. Studierende und Aufenthalte unter einem Monat Dauer bleiben frei. Die Konversionen der Schatzscheine gehen befriedigend vor sich. Der „valutasichereren“ Anleihe wird ein großer Erfolg prophezeit, doch verlangt nun jedermann gleiche Sicherung für seine Forderungen, mit andern Worten den stabilisierten Franken. Wie das machen? Wird Caillaux es schaffen, da just die Engländer die gleichen Rückzahlungen verlangen, die Frankreich in Washington mit Amerika vereinbart wird?